

PROLOG

September 1965

Ich lebe in Australien, einem wundervollen, weiten und sonnigen Land. Seine Menschen sind gleich, vor allem aber sind sie frei. Ich besitze ein gemütliches Heim am Stadtrand von Perth und kenne, wie jeder andere auch, die Höhen und Tiefen des Alltags. Meine zauberhafte Tochter ist jetzt dreizehn Jahre alt. Zusammen mit den anderen Kindern fährt sie jeden Morgen mit dem Bus zur Schule, danach kommt sie heim, macht ihre Hausaufgaben, sieht fern. Sie isst gut.

Oft betrachte ich sie, wenn sie in ihrer sorglosen Art versucht, die Darsteller von Fernsehshows nachzuahmen, und meine Gedanken kehren zurück zu der Zeit, als ich in ihrem Alter war und das Wort »Freiheit« nur ein Wort aus dem Wörterbuch.

Meine Kindheit war nicht so sorglos. Jahre davon verbrachte ich im Konzentrationslager Bergen-Belsen in Deutschland, wohin ich mit meinem Vater, meiner Mutter und meinen Brüdern während des Zweiten Weltkriegs deportiert worden war.

Wenn ich die Erfahrungen unserer ganzen Familie erzählen müsste, würde das Buch nie ein Ende finden, deshalb will ich mich darauf beschränken, die wahre Geschichte meiner Erfahrungen im Kinderhaus von Bergen-Belsen zu erzählen.

I. KAPITEL

Meine Familie lebte in Amsterdam, im jüdischen Viertel. Es war kein Ghetto, denn das niederländische Volk wollte von »Ausgrenzung« nichts wissen, und jeder konnte leben, wo er wollte. Religion und Glauben waren kein Thema. Doch Anfang des Jahres 1941, nachdem sie Monate zuvor die Niederlande besetzt hatten, beschlossen die Deutschen, alle Juden im Osten von Amsterdam zu konzentrieren und das jüdische Viertel abzuriegeln. Und wir bekamen einen ersten Eindruck davon, wie gnadenlos sie gegen jeden Widerstand vorgehen würden, der gegen ihren Plan gerichtet war, sich der jüdischen Bevölkerung der Niederlande zu entledigen.

Bei einer Demonstration holländischer Nationalsozialisten war es im Februar 1941 vor einem Eissalon in Amsterdam zu einer kämpferischen Auseinandersetzung gekommen. Einer der in paramilitärischen Gruppen organisierten holländischen Nazis kam ums Leben und als Antwort darauf nahmen die Deutschen bei einer entsprechenden Aktion am nächsten Tag auf dem Waterlooplein-Marktplatz ungefähr vierhundert Männer fest und prügelten sie auf bereitstehende Lastwagen, um sie dann mit unbekanntem Ziel abzutransportieren. Auch Mauritz, einer der Lieblingscousins meines Vaters, wurde festgenommen.

Wochen und Monate vergingen, bis wir im Mai 1941 von Mauritz hörten. Mein Vater hatte eine vorgefertigte Karte von ihm bekommen, und der Poststempel ließ uns wissen, dass sie von einem Ort mit dem Namen »Mauthausen« abgeschickt worden war.

Mauritz schrieb:

»Lieber Maurice und Familie,

Ich bin in Mauthausen und die Arbeit hier geht

in Ordnung. Ich hoffe, es geht euch allen gut, bitte

grüße Dozeman und ist Spitty eigentlich noch am Leben?

Mauritz«

Eine seltsame Botschaft. Doch da wir wussten, dass sie die deutschen Zensurbehörden hatte passieren müssen, gingen wir davon aus, dass eine verborgene Bedeutung in ihr stecken musste.

Zwei Tage wanderte mein Vater mit der Karte in den Händen im Haus umher, um auf ihren wahren Inhalt zu kommen. Schließlich kam er zu mir in die Küche und sagte: »Jetzt glaube ich zu wissen, was uns Mauritz mit seiner Karte sagen wollte: Sieh, er schreibt von ›Dozeman‹, dem Bäcker um die nächste Ecke, und ›Spitty‹ ist doch der Name unseres Hundes. Was Mauritz uns also wirklich mitteilen will, ist, dass er Hunger hat und in Mauthausen ein Hundeleben führt.«

Mein Vater wirkte niedergeschlagen und sah mich mit besorgten Augen an. Was konnten wir tun? Die Zukunft sah düster aus. »Ich muss alles unternehmen, damit man uns nicht nach Deutschland schickt«, sagte er abschließend.

Im Sommer 1942 fanden im jüdischen Viertel die ersten großen Razzien statt. Wir sahen, wie Familien aus ihren Wohnungen verschleppt wurden, Familien, von denen man nie wieder etwas hörte. Manche Menschen weinten, wenn man sie wegbrachte, andere waren erleichtert, dass die Anspannung des Wartens vorbei war. Wir beobachteten durch die Vorhänge, wie die Deutschen ganze Kolonnen von Menschen die Straße

hinunter zum Bahnhof führten, wo Züge sie weit weg bringen würden von allem, was sie liebten und wofür sie lebten. Nach jeder Razzia war meine Familie deprimiert, denn viele unserer Freunde und Verwandten verschwanden, und Gott allein wusste, was mit ihnen geschehen würde.

Bis jetzt hatten wir Glück gehabt. Mein Vater war ein wohlhabender Textilkaufmann. Als die Razzien begannen, hatte ihm jemand geraten, wir könnten uns von dem Leiter der »Reichszentrale für jüdische Auswanderung«, Ferdinand aus der Fünften unsere Freiheit in Form einer Arbeitsbefreiung erkaufen und danach vielleicht über Portugal gegen Kriegsgefangene ausgetauscht werden.

Mein Vater zögerte nicht. Er verkaufte die meisten seiner Wertsachen und die Juwelen meiner Mutter und bekam ungefähr fünfhunderttausend Gulden zusammen. Er wusste nicht, ob das Geld ausreichte, aber nachdem auch unsere Mutter mit ihm einverstanden war, beschloss er, einen Versuch zu wagen. Die Frage war nur, wer aus der Fünften ansprechen sollte? Die Person müsste immerhin im SS-Hauptquartier vorsprechen. Dort aber hinzugehen war mehr als gefährlich – viele Menschen waren nie wieder zurückgekommen. Nach langer Diskussion überzeugte ihn unsere Mutter, sie gehen zu lassen. Sie argumentierte, einer Frau würde man wohl leichter gestatten, zu aus der Fünften vorzudringen.

Am 22. September 1942, einem sonnigen Vormittag, machte sich meine Mutter auf den Fußweg von zwölf Kilometern, um den Versuch zu unternehmen, ihre Familie zu retten. Juden war es nicht erlaubt, Busse oder Straßenbahnen zu benutzen. Den ganzen Tag verbrachten wir wie in einem Albtraum, wir versuchten, nicht an all das zu denken, was unserer Mutter passieren könnte.

Die Zeit zog sich hin, bis um fünf Uhr nachmittags das Telefon klingelte. Nach einigem Zögern nahm mein Vater den Hörer ab, voller Angst, was er vielleicht hören würde, doch dann trat ein Lächeln auf sein Gesicht. Mutter ging es gut und sie war auf dem Rückweg. Man kann sich unsere Freude und unser Glück vorstellen, als sie ein paar Stunden später ankam, müde, aber wieder in Sicherheit. Vater sagte, nie wieder würde er ihr etwas Derartiges erlauben, er sei an diesem Tag tausend Tode gestorben. Mutter jedoch lächelte glücklich, sie hatte ihren Auftrag erfüllt. Tatsächlich war es ihr gelungen, mit aus der Fünften zu sprechen, und man hatte ihr gesagt, sie solle in der nächsten Woche mit dem Geld und unseren Pässen wiederkommen. Man hatte sie auch angewiesen, zwei Koffer mit Kleidung für uns alle zu packen, damit wir zum Zeitpunkt eines Austauschs mit Kriegsgefangenen bereit für unsere Fahrt in die Freiheit seien. Wie wunderbar! Unsere Stimmung hob sich. Vielleicht würden wir bald wieder in Freiheit leben.

Am nächsten Tag wurden wir alle fotografiert und unsere Fingerabdrücke wurden im Pass festgehalten. Die Woche verging und Mutter machte sich erneut auf den Weg zum SS-Hauptquartier. Ein weiterer unerträglicher Tag lag vor uns, aber diesmal kam Mutter mit den Abschriften unserer kostbaren Pässe früher zurück, gestempelt im Auftrag von aus der Fünften: »Der Inhaber dieses Ausweises ist von der Deportation in ein Arbeitslager freigestellt.« Diese Befreiung schützte uns davor, während der Razzien, die nun Nacht um Nacht stattfanden, weggebracht zu werden. Verzweifelt glaubten wir an das uns mündlich gegebene Versprechen, bald gegen Kriegsgefangene ausgetauscht zu werden.

Mein Großvater war schon in einem Lager in Groningen, wo er für die Deutschen Zwangsarbeit verrichtete. Er war Fleischhändler gewesen, als die Deutschen Anfang 1941 den Juden verboten, Schlachthäuser zu betreten. Aber irgendwie musste er schließlich seinen Lebensunterhalt verdienen, und so gelang es ihm, mit Hilfe einiger nichtjüdischer Kollegen ein paar Rinder und Schafe auf einem Bauernhof in der Nähe von Amsterdam zu schlachten. Ich lebte damals bei meinen Großeltern und musste immer mein Zimmer räumen, wenn es nachts in eine Wurstfabrik verwandelt wurde. Zeitweise wurde auch der Tisch im Esszimmer zum Zerlegen des Fleisches benutzt. Eine Tür im Zaun ermöglichte es den Männern, die meinem Großvater halfen, zu verschwinden, wenn es eine Razzia gab.

Bei einer der nächtlichen Aktivitäten wachte ich auf und bot meine Hilfe an. Großvater zeigte mir, wie man das letzte Fleisch mit einem rasiermesserscharfen Messer von den Knochen schabt, und er war stolz, als ich mich als gelehrige Schülerin zeigte. Doch eines Nachts verkündete die laute Türglocke Unheil. Ich konnte hören, wie mein Großvater seinen beiden Freunden half, durch den Zaun zu entkommen, bevor meine Großmutter die Tür öffnete und zwei niederländische Polizisten ohne Aufforderung eintraten. Die Zeit hatte nicht gereicht, die Arbeitsgeräte und das Fleisch für die Wurst zu verstecken, mein Großvater wurde auf frischer Tat ertappt. Während ein Polizist ihn verhörte, lehnte der zweite am Türrahmen. Sein Blick wanderte durch den Raum und blieb schließlich an einem Vorrat erstklassigen Specks hängen, den mein Großvater zum Trocknen hygienisch verpackt auf meinem Kleiderschrank ausgelegt hatte. Als der Polizist die Aufmerksamkeit seines Kollegen auf diese Entdeckung richtete, war mein Großvater noch mehr verzweifelt.

Die Polizisten schrieben zunächst einen Bericht und konfiszierten dann das Fleisch, die Würste, die Salamis, den Speck und ebenso die ganze Ausrüstung. Etwa eine Stunde später kam ein Lastwagen und holte alles ab. Immerhin ließ man uns sechs Salamis und ein großes Stück Speck zum Eigenbedarf.

Im Mai 1942 wurde mein Großvater in Amsterdam vor Gericht gestellt, und man ließ ihm die Wahl: entweder vier Monate Gefängnis oder Arbeit in einem Arbeitslager. An einem Samstagnachmittag sagte mein Großvater zu mir, er würde einen viermonatigen Urlaub antreten. Die bedrückte Stimmung meiner Großmutter zeigte mir jedoch, was wirklich los war, und ich sagte zu meinem Großvater, ich wisse, dass er ins Gefängnis müsse. Nie werde ich den Ausdruck der Scham auf seinem Gesicht vergessen. Der Gedanke, dass er, ein gottesfürchtiger Mann, der nie etwas Böses getan hatte, ins Gefängnis musste, war ihm unerträglich. Dann teilte er uns mit, dass er sich dazu entschieden habe, in ein Arbeitslager zu gehen. Jetzt, nach all diesen Jahren, weiß ich, dass er möglicherweise überlebt hätte, wäre er stattdessen ins Gefängnis gegangen.

Nachdem mein Großvater im Arbeitslager war, kam meine Großmutter regelmäßig zu uns, denn sie wohnte nur wenige Schritte entfernt weiter unten in unserer Straße. Sie war die Mutter meiner Mutter und die wunderbarste Frau, die man sich vorstellen kann. Sie tat keiner Fliege etwas zuleide und wurde in der ganzen Nachbarschaft geliebt. Alle nannten sie »Oma Judie«. Meine wunderbare Großmutter sorgte für uns wie niemand sonst. Wenn wir unser wohlschmeckendes Mahl zu uns genommen hatten, fragte sie immer: »Und was möchtet ihr denn morgen?« Aber mit unseren vollen Bäuchen

hatten wir nicht mehr so viel Appetit, um darüber nachzudenken, was wir morgen essen wollten.

Am Freitag, dem 2. Oktober 1942, bereitete meine Großmutter einen süßen Birnenauflauf für uns vor, was für sie eine stundenlange Arbeit bedeutete. Als sie ihn uns zum Abendessen servierte, sagten wir ihr, wie lecker er war.

»Esst, meine Kinder«, sagte sie, »und möge Gott euch alle segnen. Ich bin sicher, es ist das letzte Mal, dass Oma euch einen solchen Auflauf gebacken hat.«

»Aber Oma«, sagte ich, »das ist doch Unsinn. Was redest du da? Du wirst noch lange, lange bei uns sein.«

»Nein, mein Liebling«, sagte Oma. »Ich weiß es. Ich kann es fühlen. Heute Nacht werden sie kommen und mich abholen.«

Ich brach in Tränen aus. »Bitte, Oma, rede nicht so. Wenn du das glaubst, dann bleibe heute Nacht einfach bei uns. Geh nicht heim. Und wenn du doch heimgehst, dann gehe ich mit dir.«

»Nein.« Oma war entschlossen. »Heute Nacht schläfst du im Haus deiner Eltern.«

Manchmal schlief ich bei Oma, damit sie nachts nicht so allein war, obwohl die Deutschen verboten hatten, dass man bei jemand anderem über Nacht blieb. (Die Deutschen hatten für die gesamte niederländische Bevölkerung eine Ausgangssperre von acht Uhr abends bis sechs Uhr morgens verhängt.)

Als es kurz vor acht Uhr abends war, bereitete sich Oma darauf vor, nach Hause zu gehen. Sie küsste uns alle mit Tränen in den Augen und sagte: »Bleibt brav, meine Kinder, ich habe euch alle sehr lieb.« Mit diesen Worten verließ sie uns.

Von diesem Moment an stellte sich Mutter vor das Schlafzimmerfenster, von wo aus sie Omas Haus sehen konnte. Um

Viertel nach acht kamen die ersten Deutschen. Die Razzia hatte begonnen. Durch die Vorhänge konnten wir sehen, wie sie von Haus zu Haus gingen und Menschen aus ihren Wohnungen holten. Diesmal brachten sie die Leute auf Lastwagen zum Bahnhof, weil das schneller ging. Meine Brüder und ich waren im Wohnzimmer, als mein Vater rief. »Schnell, Kinder, kommt ins Schlafzimmer, sie holen Oma ab. Beeilt euch, damit ihr euch noch von ihr verabschieden könnt.«

Vom Schlafzimmerfenster aus konnten wir Oma mit ihrem Gepäck sehen, sie rief und winkte uns zu. Mutter öffnete ein Fenster, obwohl die Deutschen das strikt verboten hatten.

»Mutter, Mutter«, schrie sie. »Gott, lass nicht zu, dass sie meine Mutter mitnehmen.«

Sie winkte verzweifelt und im nächsten Augenblick hing sie schon fast mit ihrem ganzen Körper aus dem Fenster im ersten Stock. Mein Vater packte sie und zog sie zurück. Inzwischen trieben die Deutschen Oma zum Weitergehen an.

»Auf Wiedersehen, meine Kinder«, rief sie im Gehen. »Lebt wohl, lebt wohl.«

Das waren die letzten Worte, die wir von Oma hörten. Meine geliebte, süße Großmutter! Wir hatten schon viele Leute »Auf Wiedersehen« rufen gehört, aber diesmal traf es unser Heim und unsere Familie. Solange ich lebe, werde ich jenen schrecklichen Freitagabend nicht vergessen.

Monate vergingen und die Deutschen hörten nicht auf mit den Razzien. In unserer Nachbarschaft wurde es sehr still. Die Häuser wurden leer, weil die Deutschen die Bewohner abholten. Ein paar Tage später kam dann Puls, ein Fuhrunternehmer, und lud im Auftrag der Deutschen ihre Möbel und

ihre sonstige Habe auf. Alles aus den jüdischen Wohnungen wurde nach Deutschland gebracht.

Auch an unserer Schule in der President Brandstraat erstarb das Leben. Die meisten Schüler waren deportiert worden und jüdische Lehrer ersetzten die nichtjüdischen. Es war ein trauriger Tag, als Herr Douwes, unser Direktor, und Herr Tettelaar, unser Lieblingslehrer, auf diese Weise ausgetauscht wurden. Alle Schüler hatten sie geliebt und respektiert. Als Herr Tettelaar gehen musste, ließen sich zwanzig von uns, unter ihnen meine Freundinnen Sonka und Blondie, beim Fotografen am President Steynplantsoen fotografieren. Mit dem fertigen Foto gingen wir zu Herrn Tettelaar nach Hause. Und obwohl der Besuch von Juden verboten war, lud uns Herr Tettelaar ein zu bleiben und wir verbrachten einen wunderbaren Nachmittag mit ihm und seiner Frau. Das Foto aber bekam einen Ehrenplatz an der Wand seines Wohnzimmers.

28. Februar 1943

Viele ältere Juden versteckten sich mit vorgetäuschten Krankheiten in Kliniken, um nicht in eines der Lager in Deutschland oder Polen geschickt zu werden. Inzwischen hatten wir schon eine Ahnung, dass die Deutschen mit uns nichts Gutes im Sinn hatten, denn wir hatten nie wieder etwas von denen gehört, die mit dem Befehl, in Deutschland zu arbeiten, weggegangen waren. Auch die Familienmitglieder oder Freunde jener Menschen, die bei den Razzien während der letzten schrecklichen Monate aus ihren Wohnungen abgeholt worden waren, wussten nicht, was mit den Deportierten geschehen war.

Der Vater meines Vaters war im Krankenhaus, da er wochenlang an einer lebensbedrohlichen Infektion gelitten hatte.